

Humanist und Martyrer Thomas Morus (1478—1535)

Von Ernst Böminghaus S. J.

Heinrich Federer hat einmal eine köstliche, heute schon ganz verschollene Skizze geschrieben, die etwa den Titel trug: „Das Leichenbegängnis der Frau Renaissance.“ Es war das eines jener leicht hingeworfenen und doch so lichtvollen Bilder, in denen der wahre Dichter zuweilen den tieferen Sinn der Geschichte enthüllt, und auf die der Historiker dann mit etwas Neid schaut, allerdings nur verstohlen. — Die hohe Frau Renaissance war also gestorben, und ihr Leichengefolge bilden — die Heiligen jener Tage der Reform, deren Trauer freilich nicht ganz überzeugend ist. An der Spitze schreitet der heilig-ernste Papst aus dem Orden und dem Geiste des Dominikus; es folgen der reformstrenge Kardinal Karl Borromäus, heilige Bischöfe gleich dem sanften und doch so entschlossenen Cajetan, dem Gründer des Theatinerordens; heilige Priester, ihnen voran Ignatius von Loyola, der auch nach seiner Bekehrung den Rittergeist nicht vergessen hat; heilige Jungfrauen und Jünglinge, darunter der bleiche und so männlich entschlossene Sproß eines der großen Renaissancegeschlechter, Aloisius von Gonzaga. Aus ihren Reden während des Leichenganges geht hervor, daß sie an dem Ableben der Frau Renaissance eigentlich nicht so ganz unschuldig sind.

Man merkt: ein prickelnder Vorwurf, wie er die übermütige Poetenseele Federers reizen konnte. Im Grunde aber ist es eine tiefe Einsicht. Die Renaissance hatte mit Glanz und Lebenslust die Kirche vergiftet und schwach gemacht. Ihr weltlich-heidnischer Geist mußte aus der Kirche ausgetrieben werden. Das konnte nur der ursprüngliche, ungebrochene Geist der Heiligkeit. So ist dies denn das große Schauspiel der katholischen Reform: der Durchbruch katholischer Heiligkeit in den unvergleichlichen Gestalten des 16. Jahrhunderts; sie sühnten die Schuld der gottfremden Renaissance und stellten inmitten des Verfalls und des Abfalls die „Una Sancta“ wieder glaubhaft dar. Heiligkeit gegen Renaissancegeist! Das schien das Wort der Kirche über diese Zeit und für alle Zeit zu sein. War es ein letztes Wort? Diese Frage geht uns wohl alle an; denn sie ist nicht weniger als eine Frage der Menschheit.

Im Mai wird die Kirche Thomas Morus (Thomas More) heiligsprechen¹. Sie wird ihr feierliches Siegel auf das Leben des Mannes setzen, der nicht

¹ Kritisch zuverlässig ist das Leben unseres Heiligen dargestellt in dem Buche des Redemptoristen Th. E. Bridgett, London 1891. Darauf fußt auch das glänzend geschriebene Leben von Henry Bremond in der Sammlung „Les Saints“ 1903 u. ö. P. Spillmanns Darstellung im ersten Band seiner „Englischen Martyrer“ bleibt wertvoll. Die Skizze in K. Kirchs „Helden des Christentums“ (III, 1) wird als sehr Stimmen der Zeit. 129. 2.

nur irgendwie ein Freund der Renaissance war, sondern wahrhaft Hausgenosse an ihrer Tafelrunde, ein Führer ihres neuen Bildungsstrebens, ein Fürst unter den Humanisten. Sie wird uns also zu verstehen geben, daß es nicht ihre Meinung ist, in Humanismus und Heiligkeit nur sich ausschließende Gegensätze zu sehen. Das ist immerhin beachtenswert. Es will sich doch der ernstesten christlichen Besinnung immer die Furcht nahelegen, als seien hier entgegengesetzte Lebenshaltungen. Der Humanist — also geschichtlich gesehen der Mensch, der im Lichte und im Geleit der Antike die Freude am bloßen Menschsein entdeckt und unbefangen, aber auch übermütig in alle Weiten und Wunder des reichen Lebens sich locken läßt, genießend, forschend, gestaltend — und der Heilige, dessen Kern und Kraft in der losgelösten und in Gott versenkten Seele zu ruhen scheint, dem sich die Augen vor aller Welt verschließen, weil sie von ewiger Liebe und Schönheit übergegangen sind: sind das nicht ewige Gegensätze? Die Kirche sagt Nein, indem sie uns Thomas Morus zeigt, den Humanisten und Heiligen.

Aber das Thema, das aus dieser Heiligsprechung vernehmbar wird, ist noch viel packender; es heißt eben nicht nur: Humanist und Heiliger, sondern Humanist und Martyrer, und damit ist die menschliche Teilnahme an diesem Heiligen noch viel dringlicher angesprochen. Also die Haltung, die da alle Tore des Innern auftut und alles, was da lebt, freundlich grüßt und einlädt, und die andere gegenüber, die alle Lebenskraft von draußen zurückruft und sie auf die eine entscheidende Hingabe zusammendrängt und so das Leben erfüllt, sollen sich in einem Menschen vereinigen können: Thomas Morus! — Wenn aber gar beides, Humanist und Martyrer, nicht nur durch ein äußeres Schicksal in dem gleichen Leben sich trifft, so daß eben der lichte Weg des Humanisten plötzlich abbricht und nur noch der dunkle Gang in die Blutzugehörigkeit übrigbleibt, sondern so, daß die Martyrerhaltung sich folgerecht aus der innern Art des Humanisten ergibt, dann ist ja ein solches Leben eine große Antwort auf die ewig menschliche Frage, wie es denn sei mit dem Verhältnis von Menschsein und Christsein. Dann darf man aber auch gleich beifügen: einem solchen Manne schlagen insbesondere alle Herzen entgegen, die von dem schweren Ernste heutiger Lebensentscheidungen berührt sind: Thomas Morus der Heilige unserer Stunde.

Anstatt nun viel über Mores humanistisches Werden und Wirken zu sagen, tun wir für unseren Zweck besser, wenn wir zunächst feststellen, daß er mit edelstem Humanismus Ernst gemacht hat, indem er selbst ein reiches und edles Leben lebte und dadurch alle bewußte Pflege schöner Menschlichkeit in Wort und Schrift erst glaubwürdig und erträglich erscheinen läßt. Denn so manche Künder der damaligen neuen, reicherer

gelungen gelobt; ähnlich Klugs Lebensbild in „Ringende und Reife“. Den nächsten Anlaß dieser englischen Tragödie, den Ehehandel Heinrichs VIII. und Roms Stellung dazu, hat gründlich und wohl endgültig Pastor in der Geschichte Clemens' VII. (Bd. IV, 2) behandelt. Danach muß jede Anklage auf Preisgabe kirchlicher Grundsätze bezüglich der Ehe erledigt sein. Der Vorwurf der Schwäche freilich bleibt.

Lebensart (und es sind wohl nicht nur die damaligen), die mit Stolz auf das nun überwundene enge Mittelalter herabsahen, blieben in ihrem eigenen Leben fragwürdige Gestalten. Thomas Morus war glücklich begabt, um alle Köstlichkeiten eines guten Menschenlebens sich und andern dazureichen. Und diese Gaben hat er mit liebem und feinem Takt und gesundem Geschmack verwaltet. Suchen wir den Ort, wo sich dieses Liebenswürdige am unmittelbarsten offenbart, so muß man ihn in seiner Familie beobachten. Wir haben ein Bild, von Holbein d. J. als Gast in Morus' Familiensitz Chelsea an der Themse gemalt (es ist leider neben Kopien nur der erste Entwurf erhalten), das einen lebendigen Eindruck dieses in schlichter und edler Schönheit gefüllten Daseins gibt. Henry Bremond hat es in seiner geistvollen Art als anschauliches Zeugnis für More ausgedeutet. Es ist zwar kein Heiligenbild im üblichen Sinne, aber doch das Bild eines Mannes, der auf dem Wege zur Heiligkeit ist, ohne den lieben Kreis seiner Familie zu verlassen. Es ist die Familie dargestellt, in der Sir Thomas so glücklich war und die er so glücklich zu machen wußte, die ihm aber nicht nur harmloser Ruheplatz irdischer Behaglichkeit war, sondern anvertraute Weggenossenschaft zum heiligen Ziel. Denn nach einer in Strebbarkeit und Reinheit verbrachten Jugend hatte er sich zur Ehe entschlossen, nach ernster Wahl, ob nicht der Klosterberuf sein Weg sei, den er als jahrelanger Hausfreund der Kartäuser liebgewonnen hatte, und den er immer in Ehre halten wird. Es lebte damals, wie wir sehen, noch John More, der Vater, der würdige und gestrenge Richter, aber schon drängt das junge Geschlecht heran, Mores vier Kinder. Die Frau des Hauses ist aber nicht die Mutter der Kinder. Sie mußte die Obhut der Waisen übernehmen, als die zarte Mutter starb, da Margareta, das älteste Kind, noch nicht sechs Jahre war. Dieser Notstand allein hatte Morus zu dem neuen Bunde bewogen, aber es ist bezeichnend für sein unsentimental echtes und vornehmes Gefühl, daß er in ihr zeitlebens die tüchtige Hausfrau seiner Lieben herzlich ehrte, obwohl sie nie die eigentliche Vertraute seines Geistes und Herzens werden konnte. Das wurde mehr und mehr Margarete, und zwischen Vater und Tochter flocht sich dann jenes zarte Band, das noch in den Kerkermonaten des Martyrers sich wunderbar verklärte und für immer als eines der ergreifenden Bilder rührender Menschlichkeit dasteht.

Welchen Geist der Hausvater in dieser christlichen Familie zur Geltung brachte, mag der eine Brief zeigen, den er an seine Frau bei einem Schicksalsschlag schrieb (Bridgett 118): „Frau Alice, ich grüße Euch von ganzem Herzen. Ich höre von meinem Sohn Hero (dem Mann seiner Tochter Cäcilie), daß eine Feuersbrunst unsere Scheunen und die unserer Nachbarn verbrannt hat und alles Korn, das darin war. Sicher, abgesehen von Gottes Wohlgefallen, ist es schade um so viel schönes Korn, aber da es Ihm nun einmal so gefallen hat, uns diese Heimsuchung zu schicken, müssen wir sie annehmen, nicht nur mit Ergebung, sondern auch mit Freude. Was wir verloren haben, hatte Er gegeben, und da Er es uns durch solch eine Schickung genommen, möge sich sein Wohlgefallen erfüllen. Wir wollen uns darüber nicht betrüben, sondern es gut aufnehmen und

Ihm herzlich danken für Gutes wie für Böses. Und vielleicht haben wir mehr Grund, ihm für Verlust zu danken als für Gewinn, denn Seine Weisheit sieht besser, was gut für uns ist, als wir selbst. Darum bitte ich Euch, guten Mutes zu sein, und nehmt das ganze Haus mit zur Kirche, und dort dankt Gott für das, was Er uns genommen und was Er uns gelassen, was Er auch, wenn es ihm gefällt, vermehren kann, wann Er will. Und wenn es Ihm gefällt, uns noch weniger zu lassen, so stehe es in Seinem Rat. Ich bitte Euch, recht nachzusehen, was meine armen Nachbarn verloren haben, und bittet sie, sich darüber nicht zu bekümmern. Denn — und wenn mir kein Löffel mehr übrig bliebe — es soll kein armer Nachbar von mir darunter leiden, daß unserem Hause etwas zugestoßen ist. Ich bitte Euch, seid mit meinen Kindern und Eurem ganzen Haushalt froh im Herrn. . . .“ — Es folgen dann praktische Anweisungen, die zeigen, daß der Familienvater es nicht bei frommen Ratschlägen bewenden ließ.

Natürlich war die Sorge um die Seelen noch viel dringlicher. Ein Zeugnis mag dafür stehen. Morus bemerkte zu seinem Schmerze, daß sein Schwiegersohn Roper unter den Einfluß von Luthers Schriften geraten war. Die volkstümlichen Frühschriften des Wittenberger Mönches zündeten auch in England. Harpsfield, der alte Lebensbeschreiber unseres Heiligen, berichtet uns, wie Sir Thomas seiner Tochter Margarete im Garten seinen Kummer aussprach: „Meg, ich habe es lange getragen mit deinem Mann. Ich habe mit ihm die Religionsfragen durchgesprochen, Grund für Grund, und ich habe ihm dazu noch meinen armen väterlichen Rat gegeben. Aber ich sehe, all das genügt nicht, um ihn heimzurufen; und darum, Meg, will ich nicht weiter mit ihm streiten, sondern ganz einfach ihn Gott anheimgeben und mich dazu und für ihn beten.“ Das väterliche Gebet sollte Erhörung finden.

Doch soll uns diese dunkle Wolke, die sich von Deutschland her bald auch über Englands Kirche legte und schon Morus' Haus zu umdüstern begann, nicht das freundliche Licht vergessen lassen, von dem Holbeins Familienbild einen so lieben Eindruck gibt. Es haben da die Kinder Bücher in der Hand. Der Vater hielt darauf, daß die Seinen nicht nur lernten, was die neuauftretende klassische Bildung bot, sondern daß diese Bildung auch ein Familiengut sei und die Einzelnen enger umschlinge. Der Maler wollte dann, wie seine Randbemerkung sagt, auch Musikinstrumente anbringen; denn Morus liebte die Musik und führte auch die Seinen in diese hohe Kunst ein; selbst seine etwas nüchterne Frau Alice lernte ihm zulieb noch spielen. Und auch die beiden Hunde und im Hintergrund der kleine Affe gehören wirklich zum Bilde. Wir wissen von Morus, daß er die Tiere liebte, nicht bloß zum Spiele, sondern — ein echter Zug des Humanismus — aus teilnehmender Neugier an der bunten Fülle der Wirklichkeit und ihren immer neuen Gestalten. Ihn berührte „der goldene Überfluß“ der Natur. Noch muß man als Hausgenossen Henry P a t e n s o n nennen, einen leibhaftigen „Hofnarren“ — sicher ein ungewohnter Begleiter eines Heiligen, aber so entsprach es wohl dem Geschmack (oder Ungeschmack) dieser Zeit, aber auch Morus' unbesiegbare Neigung zu harmlosem Scherz.

Wie wirkt dieses Bild herzlichen Friedens ergreifend, wenn man weiß,

daß derselbe Hausvater in wenigen Jahren in demselben Kreise sein väterliches Erziehungswerk vollenden wird, indem er die Seinen dahin bringen will, mit ihm in geistiger und frommer Bereitschaft das ihm unausweichbar sicher dünkende Schicksal hinzunehmen, seinen Tod von Henkershand. Das wird in den Monaten sein, da Thomas dem König das Siegel als Lordkanzler zurückgegeben hat, weil er die ehebrecherischen Pläne des weiber-süchtigen Tyrannen mit seiner Person nicht decken mochte; in den Monaten, da er die traurige Bahn voraussieht, auf die der König, von seiner Leidenschaft für Anna Boleyn gedrängt, sein Land mit sich reißen wird, Bruch der englischen Kirche mit Rom und der übrigen Christenheit, weil Rom die rechtmäßige Ehe des Königs nicht lösen kann; in den Monaten endlich, da es dem ehemaligen Vertrauten Heinrichs VIII. ganz klar ist, daß sein König und Herr nach der Gelegenheit sucht, ihn aufs Schafott zu bringen, weil er die ständige Anklage nicht ertragen kann, daß sein einstiger Kanzler, der angesehenste Mann im Lande, sich abseits stellt und dazu ihm den angemäßen Titel eines „Hauptes der englischen Kirche“ verweigert.

An einem Morgen wird dann Sir Thomas noch einmal von seinem teuren Chelsea aus die Barke besteigen, diesmal aber nicht umdrängt von seinen Lieben, wie einst, wenn er zu Hofe oder zum Parlament fuhr, sondern allein mit Roper; es ist ihm zu schwer ums Herz. Denn er ist zum Lambethpalast geladen, um sich vor den vier Lords über die Parlamentsakte vom März 1534 auszusprechen, die unter Strafe des Hochverrates die eidliche Anerkennung der neuen Ehe des Königs und der rechtmäßigen Erbfolge dieser Kinder gebot und überdies in der Einleitung ausdrücklich die Kirchenhoheit des Papstes verwarf. Roper erzählt uns: „Wie Sir Thomas More es bei allen wichtigen Gelegenheiten gewohnt war (wie wenn er zum Staatsrat ging oder auf Gesandtschaft geschickt wurde oder da er zum Parlamentssprecher erwählt oder zum Kanzler ernannt wurde), so tat er es auch in der Frühe dieses Tages: er ging zur Kirche, beichtete, hörte die Messe und empfing die Kommunion.“ Nun war er auf der entscheidenden Fahrt. „Einige Zeit saß er da in traurigem Schweigen, aber dann, ganz plötzlich, flüsterte er mir ins Ohr: ‚Mein Sohn, Gott sei Dank, die Schlacht ist gewonnen.‘ Was er damit sagen wollte, verstand ich nicht, aber anstatt das zuzugestehen, antwortete ich: ‚Darüber bin ich aber froh.‘ Nachher begriff ich es: Die Liebe zu Gott hatte endgültig über alle irdische Anhänglichkeit gesiegt“ (Bridgett 351). More verweigerte den Eid einzig unter Hinweis auf den zu Eingang stehenden Angriff auf das Papsttum². Cranmer, der geschmeidige neue Erzbischof von Canterbury, eine Kreatur der Anna Boleyn, versuchte noch, beim König für More den Erlaß des papstfeindlichen Satzes zu erreichen, um so Mores mächtigen Namen für ihre Sache zu gewinnen. Umsonst. Der König war in seiner Eigenliebe verletzt; er wollte Rache. More wanderte ins Gefängnis, von wo der Weg

² Daß das Bekenntnis des Primates der einzig entscheidende Grund für das Todesurteil war, steht eindeutig in den Gerichtsakten, die jüngst in der Schrift der Historischen Kommission der Ritenkongregation erstmalig ganz veröffentlicht wurden.

nur noch zum Schafott führte. Das traute Heim an der Themse lag nun verwaist da. Nun kamen nicht mehr die lieben Freunde, nun verstummten die geistvollen Gespräche, die der neuen Bildung galten, und die Zurückgebliebenen mußten zeigen, ob sie Mores tiefste Lehre, sein heiligstes Erbe begriffen hatten.

Diese Lehre war ja nicht erst seit den traurigen Tagen, sie hatte von jeher das Haus durchwaltet, sie kam aus seinem innersten Wesen. Das war und ist in der Tat der feine Reiz dieses Großen vor der Welt und des Treuen vor Gott, daß seine so köstliche Weltoffenheit sich stets auf einer zarten Ehrfurcht vor Gott gegründet wußte. Er hatte sich mit Eifer und Herzenslust dem Studium des Lateinischen und Griechischen ergeben, aber seine stillsten Stunden gehörten dem Gebet; er hatte in einem geistvollen Spiel zwischen tiefsinniger Wesensschau menschlicher Ordnungen und unverbindlicher Dichtung seine „Utopia“ geschrieben, den ersten Staats- und Gesellschaftsroman der Neuzeit und das Vorbild für viele folgende, aber seinen Ernst zeigte er in den Vorlesungen über Augustins Gottesstaat; er hatte Heim und Angehörige lieb, als gelte es, ein irdisches Paradies zu erbauen, aber unter der Haltung ungezwungener Gemütlichkeit trug er stets ein Bußgewand, und jeder Freitag war der Betrachtung des bitteren Leidens unseres Herrn geweiht. Selbst sein unverwüstlicher, sprichwörtlicher Humor, der ihn auch auf dem Blutgerüst nicht verließ, zeigt sich, wenn man tiefer schaut, religiös bestimmt. Ist nicht echter Humor (der doch beileibe nicht witziges Wesen bedeutet!) immer die wahrhaft menschliche Form geistiger Überlegenheit über alle irdische Unzulänglichkeit; das überwindende Wissen von der Enge und Armseligkeit hienieden, das nicht klagen, anklagen mag, sondern gütig lächelt, weil es eben ein Höheres sieht? Bei More ragte diese Höhe geistigen Daseins unmittelbar in das Religiöse; der Humor ist in den Dienst der Frömmigkeit genommen und zu ihrem reizvollen Ausdruck geworden.

Zuletzt ist dieser Mensch edler Geselligkeit, der, wie Erasmus bezeugt, von der Natur zur Freundschaft geboren schien, doch ein Einsamer, einsam zu Gott. Aber auch diese Einsamkeit ist wieder so wundervoll eigenartig. Man kann zwar sagen, daß More mit dem eigentlichen Geheimnis seiner Seele an einen andern großen Frommen des katholischen Englands erinnert, an Kardinal Newman. In der Tat findet man Newmans ergreifende Ehrfurcht vor dem persönlichen Gewissen, das sich unmittelbar vor Gott weiß, schon in Mores tiefster Seele; aber es bleibt doch ganz das Geheimnis dieses herrlichen Mannes. In seinem jahrelangen stillen Kampf, in dem er seine endgültige Stellung gegenüber dem heraufziehenden und von ihm geahnten Unheil königlicher Gewalttat gegen Volk und Kirche sucht, studierend und betend, war ihm das Gewissen fester Leitstern. More war, wie er selbst sehr gut wußte, von Natur kein Kämpfer. Er wollte lieber versöhnen, selbst nachgeben, soweit er konnte, seine Treue und Anhänglichkeit wollte er bis zum letzten wahren; aber über all dem stand sein Gewissen. Was More in den Tagen des Bekennens, in dem ergreifenden Brief an den König, in seinen Antworten vor Gericht, in der schlichten und doch einzig hoheitsvollen Abweisung der stärksten Versuchung zur Nachgiebig-

keit, was er seinem Liebling Margareta im Kerker sagte, das bleibt ein Hohes Lied menschlicher Gewissenstreue bis in den Tod. Darf man nicht auch sagen, daß die Pflege der Persönlichkeit, der die Liebe des Humanismus vor allem galt, hier ihre christliche Krönung fand?

„God and my soul.“ Dieses Herzenswort Newmans könnte auch Morus gehören. Aber daß man diese Einsamkeit und Unmittelbarkeit der Seele zu Gott nicht mißversteht! Er wußte sich mit seiner Gottestreue in die Kirche gestellt; er wußte sich der Kirche verbunden und ihr vor Gott verantwortlich; auch wenn er nicht alles an ihrer Erscheinung zu lieben vermochte. Nie hat die Kirchentreu eine schöneren Ausdruck gefunden als in diesem Leben und Sterben.

More war Humanist, sein Name hatte Klang in dem unsichtbaren Reiche dieser geistigen Künster einer neuen Zeit. Die Humanisten waren damals eine Sorge für die Kirche. Die Kirche war alt geworden und müde vom Gang durch das lange Mittelalter. Es ist heute noch eine der größten und schwersten Aufgaben verstehender Kirchengeschichte, neben allem Ehrwürdigen des „Zeitalters des Glaubens“ sich einen deutlichen Begriff zu machen von dem „Onus Ecclesiae“, von der „Last der Kirche“ am Ende dieses Zeitraumes. Sie war die Gottesbraut geblieben, aber man konnte von ihr auch das Wort des alten Philosophen sagen: Nichts Menschliches ist mir fern geblieben. Und ach, wieviel Untermenschliches war dabei! Und diese Humanisten, die wieder ursprünglich Mensch sein und alles Menschliche von seinen Ursprüngen her begreifen wollten, wie hatten sie es schwer, all das geschichtlich Gewordene und oft so gar nicht Ehrwürdige an der Kirche zu verstehen! Sicher, sie wurden vielfach ungerecht, sie wurden Kläger und Spötter, sie wurden auch untreu. Thomas Morus sah auch die Schwächen der Kirche in vielen ihrer Vertreter. Er stand der geistvollen, aufsehenerregenden Spottschrift seines Freundes Erasmus von Rotterdam über die Gebrechen des damaligen Klerus nicht ferne, er hat das „Lob der Torheit“ verteidigt. Das wurde auch mißdeutet, wie die ganze vertraute Freundschaft mit dem Meister der Humanisten, dessen Stellung zur Kirche vielen, und nicht ohne Grund, zweideutig und anstößig schien. Morus wurde trotzdem am Freunde nicht irre. Als dann in der ausgebrochenen Empörung gegen die alte Kirche deutlich wurde, daß alle die Spottschriften nur vergiftend wirkten, ließ Morus dem Freunde zur Entschuldigung die eigene vornehme Gesinnung: hätte Erasmus das vorausgesehen, würde er die Schriften nie geschrieben haben. Denn für Spott — auch für harmlosen (und anders als harmlos hatte Morus ihn nie aufgefaßt) — war jetzt kein Platz. Das war ganz die Gesinnung, die gleichzeitig auch Ignatius von Loyola in seinen Regeln kirchlicher Haltung in den kritischen Tagen forderte. Nun galt es eben, die bedrohte Kirche zu verteidigen. Das hat Morus in manch trefflicher Schrift getan und wahrlich nicht mit der Zaghaftheit eines Erasmus. Er brauchte auch nicht erst umzulernen. Er hatte die Kirche immer geliebt, und er, der Laie, der Jurist, der Staatsmann, hatte im ernstesten Studium von Bibel, Vätern und katholischer Überlieferung sich eine theologische Kenntnis erworben, um die ihn damals Theologen beneiden durften.

Am ergreifendsten aber wirkt es, wie dieser Laientheologe im Studium der entscheidenden Kirchenfrage damaliger Tage, in der Frage des päpstlichen Primates, ganz von seinem innersten Gewissen getrieben wird. Sie wird für ihn buchstäblich eine Frage auf Leben und Tod. Hier wächst sein Leben zur wahrhaften Größe. Er hatte es klar vorausgesehen, — wieso ihm diese Klarheit wurde, ist das Geheimnis seines Innenlebens und seiner Gnadenführung —, daß eines Tages in diesem England und unter diesem König die Frage nach dem Primate Entscheidung fordern werde. Da mußte er gerüstet sein. Er konnte die Entscheidung nicht, wie man ihm dann zumutete, auf die Kirchenmänner abschieben. Die erwiesen sich in erdrückender Mehrzahl — die schwere Trauer der englischen Kirche — unklar und schwach genug. Sieben Jahre lang, so verriet es Morus selbst, hatte er darüber studiert. Wer hätte das geahnt bei dem scheinbar so heiteren Hausherrn im Frieden von Chelsea! Und die ganze Frage war auch nicht so klar, wie sie uns heute dasteht. Es war nun einmal so gekommen, daß die im Hochmittelalter durchaus sichere Lehrerkenntnis vom päpstlichen Primate gegen Ende des Mittelalters wieder weithin verdunkelt schien. Das unsäglich traurige päpstliche Schisma um die Wende des 14. Jahrhunderts, das Anwachsen des Staatskirchentums in ganz Europa und die Sonderentwicklung des englischen Staatskirchentums erklären diese Verkümmern zur Genüge. Da mußte man wieder in ernster katholischer Besinnung Anschluß an die kirchliche Überlieferung suchen. Das war die Aufgabe, die Morus seinem Gewissen schuldig war. Nun war er so weit. Nun konnte er dem Abt von Westminster, der ihm den Entscheid des Großen Rates des Reiches über die Kirchenhoheit entgegenhielt, antworten, daß mit seinem Gewissen das allgemeine Konzil des Christentums stehe. Und bei dem letzten Verhör im Tower vor seinen Richtern, einst seinen Freunden, erhebt sich sein Bekenntnis zur wahren Martyrerhöhe: „So brauche ich, meine Herren, mein Gewissen nicht nach den Gesetzen eines Reiches zu richten, wenn diese Gesetze der ganzen Christenheit zuwider sind. Gegen einen Bischof, der mit Euch ist (und es waren ihrer leider so viele, wenn auch aus bloßer Feigheit), habe ich mehr als hundert Heilige, die denken wie ich; gegen Euer Parlament — und Gott weiß, wie es sich zusammensetzt —, habe ich die Zustimmung aller Konzilien in tausend Jahren; gegen ein einzelnes Königreich habe ich auf meiner Seite Frankreich und alle Reiche der Christenwelt“ (Bridgett 427). Es war schon so, wie er seiner Tochter im Tower sagte: „Ich verurteile niemand, aber mein Gewissen ist in diesem Punkte so, daß es für mich um mein Heil geht. Davon, Meg, bin ich so überzeugt wie von Gottes Dasein.“

Morus stand in diesem ersten Akt des Trauerspiels der englischen Kirche fast allein. Mit ihm noch sein Freund, der große Bischof von Rochester, und einige andere. Aber in ihm steht die eigentliche englische Kirche da. Es steht das Zeichen der Glaubenstreue, an dem in den kommenden Verfolgungen sich Mut und Festigkeit wiederfinden wird. Das heutige England kann das Zeichen nicht übersehen, nicht die Katholiken und nicht die Erben des Kirchentums dieses Heinrich VIII. Die ganze Kirche blickt zu dem neuen Heiligen auf. Wo immer in kommenden Tagen unter Not und

Gefahr für die Kirche gekämpft werden muß, ist Thomas Morus ein geistiger Führer. Und ist nicht kämpfender Einsatz die Losung für alle wahren Kinder der Kirche? Man hat immer gewußt, und heute empfindet man es dringender, daß für diesen Kampf die innere Bereitschaft entscheidend ist. Wie werden wir sie gewinnen? Damit stehen wir vor der brennendsten Frage heutiger Frömmigkeit. Man hat manchmal den Eindruck, daß das Suchen nach den lautersten Quellen der Frömmigkeit etwas vom wirklichen Leben und seinen Forderungen wegführe. Thomas Morus könnte uns dahin weisen. Wenn das Geheimnis seines Lebens auch in das Christenleben von heute erfüllend einginge, wäre die Kirche unserer Tage für ihr Werk bereit. Das ist denn auch der Sinn der Erhebung des edlen Staatsmannes zur Ehre der Altäre. Sicher legte sich das nahe durch das vierhundertjährige Gedenken seines heldenhaften Sterbens auf dem Towerhill. Aber ohne Zweifel will die Kirche gerade in gegenwärtiger Stunde uns mit diesem Heiligen auch die Losung geben: Humanist und Martyrer.

Arteigenes Christentum

Von Prof. Dr. Engelbert Krebs.

1. Neuheit und Universalität der Frühkirche.

Es gibt vier Gattungen von Menschen: Barbaren, Griechen, Juden und Christen.“ Dieses Bewußtsein der Frühkirche, eine neue Gattung von Menschen unter den übrigen Menschen zu sein, spricht der Athener Aristides in seiner Schutzschrift an den Kaiser Antoninus Pius ums Jahr 140 n. Chr. aus. Das Unterscheidungsmerkmal für diese vier Gattungen von Menschen sieht der Athener in ihrer Abkunft und ihrer Gottesverehrung. Die Barbaren wollen von Kronos und Rhea und andern Göttern herkommen. Die Griechen vom Zeussohn Hellen, die Juden stammen von Abraham, Isaak und Jakob, die Christen aber leiten sich her von Jesus Christus, „der als Gott vom Himmel niederstieg, von einer hebräischen Jungfrau Fleisch annahm, als Gottessohn in einer Menschentochter Wohnung nahm“, „von den Juden durchbohrt, von den Toten auferstand und zum Himmel erhoben wurde“. — Die Barbaren und Griechen kennen Gott in Wahrheit nicht, beten Geschöpfe und Menschen als Götter an und leben im Irrtum. Die Juden kennen zwar den wahren Gott, irren jedoch in ihren religiösen Bräuchen. Die Christen aber „haben die Wahrheit gefunden“, kennen Gott und glauben an ihn. „Alle Morgen und zu allen Stunden preisen und loben sie Gott und danken ihm. Und wenn ein Gerechter aus der Welt scheidet, so freuen sie sich, danken Gott und geben seiner Leiche das Geleit, als zöge er nur von einem Ort zum andern“ (Aristides, Apologie 2—15).

Die große Dankbarkeit dafür, daß sie inmitten einer irrenden und lasterhaften Menschheit, zu der sie selbst bisher gehörten, die wahre Gotteserkenntnis und Gottesverehrung geschenkt erhalten haben, diese reine und heilige Dankbarkeit war die Grundstimmung der jungen Christenwelt: „Welcher Mensch wußte überhaupt, was Gott ist, ehe er selbst erschien? ...